

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4—5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Auer Erzgebirge. Fernsprecher 33. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Nr. 293.

Donnerstag, 18. Dezember 1913.

8. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 10 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Das Kaiserpaar ist, von München kommend, in Wildpark eingetroffen und hat sich nach Potsdam ins Neue Palais begeben.

Der Berliner Regieresausschuß hat die Feuerordnung der Stadt Berlin für rechtsungültig erklärt.

Die Erziehung der bayerischen Zivilisten wurde von der Reichstagskammer einstimmig angenommen.

Der Altenburger Landtag hat mit 17 gegen 15 Stimmen den Gesetzentwurf, der eine Abgabe von 2½ Pfennig für die geförderte Tonne Kohlen fordert, angenommen.

In Frankreich steht adersmals eine Kabinettskrise bevor.

Philipp Kogal, Delegierter der provisorischen Regierung in Albanien, traf zu Unterhandlungen mit dem Prinzen zu Wied ein.

* Bisherig habe ein anderer Staat.

Gerüchte.

Hast zu allen Zeiten, sobald das Parlament einige erhebliche Debatten hinter sich hatte und eine Pause eingetreten war, konnte man die Beobachtung machen, daß einige Leute, die das Gras wachsen hören, allerlei zu murren wußten über Vorgänge, die sich angeblich hinter den Kulissen abspielten. Heute wurde jenem Minister das letzte Stündlein prophezeit, morgen wurde jener Minister für abgelöst erklärt. Da darf man sich nicht wundern, wenn jetzt nach der Zuberdebatte die verschiedensten Gerüchte durch die Luft schwirren und von einer latenten Krisis gesprochen wird. Der Reichstagsler hat nicht mehr das Vertrauen der Mehrheit und unter diesen Umständen müßte die Reichsregierung auf die größten Schwierigkeiten im Reichstage gefaßt sein. Dies gelte besonders vom Militärstat, wo große Widerstände zu erwarten sein würden, so große, daß die Regierung sie nicht hinnehmen könne und die Gelegenheit ergreifen müßte, den Reichstag aufzulösen. Da eben liegt der Haß im Pfeffer. Gemäß mag die heutige Zusammenlegung des Reichstages diesen nicht an-

nehm sein, aber man darf nicht vergessen, daß eben in diesem Reichstag die große Militärvorlage und die Kostenbedingung zustande gekommen ist, und aus diesem Grunde ist auch nicht anzunehmen, daß es über den Militärreth zu einem Konflikt kommt. Denn das Parlament darf sich bei seinen Entscheidungen nur von Rücksichtserwägungen leiten, nicht aber etwa im Gefühl der Vergeltung sich zu Entscheidungen hinreißen lassen, die unserer Wehrkraft den größten Schaden zufügen könnten. Die jetzt gekünderten Beschlüssen — notabene wenn sie wirklich bestehen! — sind also hinsichtlich: es handelt sich hier um nichts weiter als um leere Kombinationen. Das gleiche gilt auch von den Gerüchten über einen brüchigen zu erwartenden Rücktritt des Reichstagslers, für den man auch schon, wie das selbstverständlich ist, einen oder gar mehrere Nachfolger zur Verfügung hat. So wird wieder einmal der jetzige Botschafter in London, Fürst Ryshnowski, in den Vordergrund gehoben. Warum? Weil er eben jetzt auf der Reise von seinen schließlichen Gütern in Berlin einige Tage Aufenthalt genommen hat und bei dieser Gelegenheit vom Kaiser zur Frühstückstafel geladen war. Tiefen Sinnes wird erzählt, Fürst Ryshnowski werde nicht mehr lange auf seinem Londoner Posten verweilen, er sei für ein anderes hohes Amt, allerdings nicht in der Diplomatie, im Aussicht genommen. Neben ihm nennt man noch — auch nicht zum ersten mal — den Landwirtschaftsminister von Schorlemer-Neßler. Auch der Chef der Reichsanzelei, Herr Wahnshaffe, soll über die Klinge springen, vielleicht wegen seiner ergänzenden Mitteilungen an Parlamentarier über die Zuberrede des Reichstagslers; ersehen soll ihn sein preußischer Kollege, der Unterstaatssekretär v. Eisenhardt-Rothe. Nun, man weiß, daß Lotogesagte nicht selten ein recht jähes Leben haben!

Ein mißglückter Vorstoß.

Die Worte hat den Botschaftern des Dreiverbandes auf ihre Anfrage über die deutschen Offiziere das geantwortet, was sie antworten mußte. Sie hat erklärt, der neue Kommandeur des Konstantinopeler Korps, Liman Pascha, habe auf die politischen Verhältnisse im Osmanenreich gar keinen Einfluß. Und sie hat zum Ueberflus, um die erregten Gemüter noch zu beruhigen, versichert, an den Dardanellen und am Bosphorus habe der deutsche Pascha nichts zu sagen. Damit sind in der Tat alle Bedenken, die man gegen die Ernennung des Herrn Liman von Sanders überhaupt durch den Dreiverband ins Feld führen konnte, blühend widerlegt. Die deutschen Offiziere haben nichts mit der Politik zu schaffen und die für den internationalen Verkehr wichtigen Weerengen werden nicht von Deutschen beaufsichtigt. Wenn die Mächte des Dreiverbandes wirklich ehrliche Befürchtungen hatten, General Liman von Sanders werde sich zu einem heimlichen

Reichsregenten am Goldenen Horn aufschwingen, so könnten sie jetzt vollkommen beruhigt sein. Trotzdem soll der russische Botschafter wenigstens gewisse Vorbehalte gemacht haben. Es wird sich bald zeigen, welcher Art diese Vorbehalte sind und ob man ihnen in London und Paris irgend wie zu Hilfe kommen wird. Der Dreiverband scheint ja allerdings eben eine rührende Besorgnis um das Geschick der Türkei zu entwickeln. Die Briten wollen ihr die dänische Inseln retten, die noch von den Italienern besetzt sind. Die Franzosen sind darüber hoch erfreut, weil dieses Verhalten England beweist, daß es sich nicht von dem alten Dreiverband ungerne lassen. Die Herren in Paris stellen sich also so, als ob die Inseln heute nur vor der italienischen Beuteflust zu schützen wären. Daß das englische Anerkennen, wenn es sich zu einem Vorschlag verhält, zum mindesten bei den von den Franzosen so heiß umworbenen Griechen ebensoviele Verdruß erregen muß als bei den Italienern, das scheint man in Paris über der Freude, daß die Engländer einer Dreiverbandmacht Schmerz antun wollen, vergessen zu haben. In Wahrheit dürfte freilich das Streben Englands, der Türkei behilflich zu sein, weniger gegen Italien gerichtet sein, sondern ein Mittel sein, um den deutschen Einfluß bei der Pforte zu schwächen. Die deutsche Diplomatie hat in der Inselfrage wie auch sonst die griechischen Ansprüche begünstigt. Das war vom Gesichtspunkt einer Stärkung des Osmanenreiches, wie sie auch in der Militärmission zum Ausdruck kommt, sicherlich ein Fehler. Und diesen Fehler suchen sich jetzt die Engländer zunutze zu machen. Sie gebrauchen die griechenfreundliche deutsche Politik, um sich den Osmanen zu empfehlen und alle für Deutschland günstige Folgen der Militärmission möglichst auszumergen. Vermutlich hoffen sie, auf diesem Wege eher zum Ziele zu kommen und in Konstantinopel zu Einfluß zu gelangen, als im Verein mit Russen und Franzosen. Der Schritt des Dreiverbandes, der Deutschlands Ohnmacht dortan sollte, hatte ja wieder die Ohnmacht des Dreiverbandes im nahen Orient bargetan. Eine Gemeinschaft, die der ein Partner das gerade Gegenteil will von dem, was der andere will, kann eben auf die Dauer keine Gemeinschaft machen. Solange die Russen das Osmanenreich zu vernichten, die Briten es zu erhalten wünschen, wird jede Aktion des Dreiverbandes so rühmlos ausgehen wie der Protest gegen die Militärmission. Und es wäre bedauerlich, wenn durch eine fehlerhafte Politik Deutschlands in der Inselfrage den Briten wenigstens ein Mittel gegeben würde, diese rühmlose Aktion in einem gewissen Grade wieder vergessen zu machen.

Neuerungen bei der Allgem. Ortskrankenkasse zu Aue.

Wichtig für alle Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist die Beantwortung der Frage: Welche wesentlichen Ver-

Verbrecherehre.

Stizze von Hans-Rudwig aus Wehr.

Kochbuch von Herrn

Verbrecherehre? wiederholte Professor Pauffen spöttisch, ich glaube, lieber Freund, Sie überschätzen Ihre Studienobjekte. Dr. Nummius schüttelte den Kopf. Ich spreche aus Erfahrung, sagte er, gewiß gibt es kein interessanteres Studium als das der menschlichen Waise, und die Waise des Verbrechens ist ein Spezialgebiet für sich, auf dem man täglich Uebertreibungen erleben kann. Da ist zum Beispiel eine sehr merkwürdige Geschichte, deren Kronzeuge ich war, und die wohl auf jeden den stärksten Eindruck gemacht hätte, wenn sie ihm begegnet wäre. Es ist ganz belanglos, wo die Geschichte spielt. Es war in einer Großstadt, die sich rühmen darf, ein besonderes Talent fürs Festhalten zu besitzen, und die zu ihrem Schmutz eine Fülle schöner und eleganter Frauen ihr eigen nennt. Was bei diesen Festen an edlen Steinen und Kostbarkeiten zur Schau getragen wurde, hätte genügt, den Lebensunterhalt für hundert Familien zu bestreiten. Es gab unter diesen Schmuckstücken Verblüfflichkeiten wie unter den Menschen; und den Fremden, die zu diesen Triumpfen des Luxus kamen, wurden der Stranzel mit dem Saphir von der Größe eines Taubeneyes und die Perlenkette, die ihrer schönen Trägerin vom Hals bis zu den Füßen reichte, mit Stolz als Schmuckstücke gezeigelt. Das schönste Stück, das in dem Winter am meisten Aufsehen erregte, war ein Halsband von Smaragden, die in indischer Godardelt gefaßt, einen Wert von mindestens einer halben Million darstellten. Seine Besitzerin war selbst in diesem Kranz auserlesener Frauen einen auffallende Erscheinung, und da ihr Waite mit seiner reizenden Gestalt gern ein wenig prägte, und sie mit ihrer eigenen Lebensfreude nicht müde wurde im Gesellen und Schindigenlassen, so war ihr Haus das gescheiteste, das man sich denken konnte. Die faszinierende Waise dieser lehrreichen Stadt bedingte natürlich einen doppelten Schicksal — der Schatz, in dem die Gießpflanze gedeihen. Es hatte sich in der reichen, genutzten

Stad eine Gesellschaft von Individuen gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Gleichgewicht in der Verteilung der irdischen Güter wiederherzustellen. Im Verlauf von wenigen Monaten wurde eine ganze Reihe von Diebstählen ausgeführt, die durch ihre Kühnheit die Polizei in Atem hielten. Die Eindieher hielten es namentlich auf Juwelen abgesehen, und so manche schöne Frau fand sich eines Morgens am ihren Lieblingschmuck betrogen. Privatdetektive und Polizei waren in fleißiger Tätigkeit, aber trotz aller Anstrengungen gelang es nicht, den Tätern auf die Spur zu kommen oder eine der entwendeten Kostbarkeiten zurückzugewinnen.

Als Oberhaupt der Bande hatte man allgemein einen ehemaligen Schlosser in Wehr, der in der Chronik der Gefängnisse als der Schwarze Peter bekannt war. Die Waise, die er offiziell auf dem Kirchhof hatte, rechtfertigte diese Annahme ohne weiteres, besonders da er bei allen seinen Estapaden die gleiche Schamtheit und einen gewissen Zug ins Grobe bewiesen hatte, der die Juwelenraubfälle charakterisierte. Die Sachen, die denen sich der Schwarze Peter erwidern ließ, um derenwillen er ins Gefängnis wanderte, waren ohne Ausnahme so harmloser Natur, daß man sehr leicht auf den Gedanken kommen konnte, er benutze sie nur als Deckmantel für seine Haupttätigkeit. Dieser Schwarze Peter war es, der es auf das Halsband mit den Smaragden abgesehen hatte. Seine Eigentümersin — ich will sie die Gräfin Limboort nennen — war mit ihrem Gemahl am Abend des 17. Dezember zu einem Ball in der amerikanischen Botschaft geladen, wobei sie den berühmten Halschmuck trug. Es lag kein Schnee und war auch nicht übermäßig kalt. Der Schwarze Peter hatte sich im grünen Park in einem Garthauschen einquartiert, das sonst nur zur Aufbewahrung von allerhand Gerätschaften diente. Mit der Bewußt, die eine Hauptbedingung seines Handwerks ist, wartete er vom Eintritt der Dunkelheit bis drei Uhr nachts — bis die letzten Lichter des Stadtbestanden, dunkelblauen Kraftwagens durch das Schneebestirne Tor in die Bindenallee einbogen, und bald darauf das grüne Paar im Innern des Hauses verschwand war. Dann schlüß er sein Nest und lauert,

in ein Tagungsgebäude gedrückt, bis die Lichter im Hause verlöschen. Vor sich ist die Bedingung des Verbrechens, sagt ein orientalisches Sprichwort, und der Schwarze Peter ist ein sehr vorsichtiger Mann. Er kennt jeden Schrittbreit seines Operationsfeldes, er weiß ganz genau, hinter welchem Fenster es nach und nach dunkel wird — im Zimmer des Hausherrn, dann im Boudoir der Gräfin, nun in ihrem Ankleideraum, worin, wie er weiß, die altertümliche Eisentruhe steht, in der sie die Juwelen, die sie in der Saison am häufigsten trug, zu verwahren pflegte. Es will ihm vollkommen, als sei da droben nicht alles in Ordnung. Er steht die Silhouetten der Gräfin und ihrer Jofe, wie sie in ziemlich Aufregung hin und her laufen, aber endlich wird es doch dunkel, auch im Schlafzimmer der Gräfin, und eine halbe Stunde später steigt das große Gebäude vollkommen lichtlos da.

Jetzt beginnt der Schwarze Peter seine Tätigkeit, und er arbeitet mit der Lautlosigkeit und der Sorgfalt, die ihn berühmt gemacht hat. Eine Fensterkette wird unhörbar angehoben, eine Tür geöffnet, er tritt aus dem Boudoirzimmer in die weite, mit Geweben geschmückte Halle, aus der eine Wendeltreppe direkt in das Boudoir der Gräfin führt. Er schleicht sich hinauf und steht in dem kostbaren und entzückend eingerichteten Raum, aus dem die Baunen und Liebhabereten einer reizenden und geschmackvollen Frau ein winziges Museum geschaffen haben. Der Schwarze Peter kennt sehr genau den Wert des aus Eisenstein geschliffenen japanischen Tempelchens und den fast noch größeren der alt-japanischen Bronzen, aber er weiß ebenfogut, daß er sie gerade ihres allbekanntesten Wertes wegen für seine Zwecke nicht verwenden kann. Er tastet sich mit unendlicher Behutsamkeit nach der Tür zum Ankleideraum. Sie ist unerschlossen, und für ihre Gerätschaftigkeit hat der Schwarze Peter schon in der vergangenen Nacht gesorgt. Er drückt sie hinter sich ins Schloß und schlüß ab. Dann geht er ans Fenster und läßt die schweren, dunklen Vorhänge herab. Er hat sich davon überzeugt, daß nun kein Lichtschein vom Garten her sichtbar ist. Noch eine Minute angepannten Dauschens — dann schlüß er die Lampe über dem Toiletentisch